

„Sturm auf dem See“ – „... durchnässt bis auf die Herzhaut“

Eine Geschichte wider den „Schönwetter-
glauben“

Gedanken anlässlich der Pilgerwanderung
2024

Giancarlo Collet

Dr. theol., em. Prof. für Missionswissenschaft an der Katholisch-theologischen
Fakultät der Universität Münster

Bitte¹

Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht,
der Wunsch den Blütenfrühling zu halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.

Es taugt die Bitte,
daß bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe.
Daß die Frucht so bunt wie die Blüte sei,
daß noch die Blätter der Rose am Boden
eine leuchtende Krone bilden.

Und daß wir aus der Flut,
daß wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden.

Hilde Domin

Originalbronzeplastik eines
unbekannten Künstlers
(Foto: Giancarlo Collet)



Der gut 200m unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegende See Gennesaret, auf dem sich die biblische Geschichte vom „Sturm auf dem See“ abspielt, ist bis heute dafür bekannt, dass unberechenbare Fallwinde sich zu einem tosenden Sturm entwickeln können und den zuvor ruhigen See in bedrohliche Fluten verwandelt. Durch die engen Schluchten im Nordosten des Sees sammeln sich die Winde wie in einem Trichter und peitschen die Wellen hoch. Doch ebenso rasch kann der Spuk verschwinden, und schon wieder liegt der See dann ruhig und friedlich da. Die abendliche Zeit der aufkommenden Winde muss deshalb schnell genutzt werden, um sicher ans andere Ufer gelangen zu können. Dies bildet den geographisch-wetterkundlichen Hintergrund der Erzählung, wie sie der Evangelist Markus festgehalten hat:

Am Abend dieses Tages sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Kommt, wir wollen ans andere Ufer fahren!“. Sie schickten die Menschen weg und ruderten mit dem Boot, in dem Jesus saß, auf den See hinaus. Einige andere Boote folgten ihnen. Da

1 Domin, Gesammelte Werke, 117.

brach ein gewaltiger Sturm los. Hohe Wellen schlugen ins Boot, es lief voll Wasser und drohte zu sinken. Jesus aber schlief hinten im Boot auf einem Kissen. Da rüttelten ihn die Jünger wach und schrien voll Angst: „Meister, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“ Jesus stand auf, wies den Wind in seine Schranken und rief in das Toben des Sees: „Schweig! Sei still!“ Da legte sich der Sturm, und es wurde ganz still. „Warum habt ihr solche Angst?“, fragte Jesus seine Jünger. „Habt ihr immer noch kein Vertrauen zu mir?“ Die Jünger waren fassungslos und sagten zueinander: „Was ist das nur für ein Mensch, dass ihm selbst Wind und Wellen gehorchen?“ (Mk 4, 35-41).

Die Bildersprache dieser Geschichte kann als Bild unseres Lebens gelesen werden und lässt sich leicht verstehen. Als Bild besagt die Geschichte: menschliches Leben ist mit einer risikoreichen Fahrt auf einem weiten Meer vergleichbar, in einem unsicheren Boot, übermächtigen Naturgewalten ausgesetzt und dem Tode nahe. Dieses Bild – so alt wohl wie Menschen Schiffe bauen – wurde von Dichtern, Denkern und Malern beschrieben und bis ins Detail ausgestaltet:

- ; Das Meer – ein Bild für die Welt, tiefblau, ruhig oder aufgewühlt, aber auch stürmisch, chaotisch bedrohlich und feindlich – zugleich ein geheimnisvoller Ort unermesslicher Weite und unendlicher Sehnsucht.
- ; Das Schiff – ein Bild für das gefährdete Unterwegssein des Menschen, fremden Naturmächten ausgeliefert, mythologisch gedeutet für ein Leben zwischen dessen Aufbruch bei der Geburt und der Überfahrt in das Reich der Toten.
- ; Segel und Steuerruder – Bilder für den Antrieb und die Lenkung des Lebensschiffes, sowie für den menschlichen Willen, den Geist, die Seele, kurz: für ein starkes Ich.

Doch ist mit diesen allgemeinen Bildern die Geschichte vom „Sturm auf dem See“ noch lange nicht gedeutet, denn es geht in ihr um mehr als um einen wundersamen Bericht über ein vergangenes Widerfahrnis, das mit einem offenen, hoffentlich glücklichen Ausgang für die Bootsinsassen endet. Die Geschichte wird nämlich so erzählt, dass sie aus der Sicht von Christinnen und Christen allgemein menschliche Erfahrungen wiedergibt, die sich darin wiedererkennen und deshalb ihnen von Generation zu Generation als Evangelium weiterzugeben notwendig und hilfreich erschienen. In diesem einen Boot sitzen ja nicht irgendwelche Menschen, sondern Jünger Jesu (und andere Boote begleiteten ihn), erfahrene Fischer also, die sowohl den See Gennesaret von ihrer Arbeit her als auch die lokalen Wetterverhältnisse und deren überraschende Kapriolen kennen. Mit den Jüngern zusammen ist auch Jesus, der sich ihrer Steuerkunst anvertraut, so dass er vom schlagartigen Wetterumschwung zunächst nichts mitbekommt; vielmehr schläft er ganz fest auf einem Kissen im Heck. Die Jünger müssen ihn deshalb wecken und Klartext reden: „Meister, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“ Oder grob gesagt: Wir saufen ab, und du pennst! Erst daraufhin steht Jesus auf und schafft mit starker Stimme Ruhe und große Stille. Durch sein wortgewaltiges, rettendes Eingreifen zeigt Jesus aber zugleich, dass der Hilferuf seiner Jünger nicht unberechtigt war.

Ein krasser Gegensatz zwischen einer Welt, in der die Jünger wegen des volllaufenden Bootes in Panik geraten, Todesängste ausstehen, in ihrer Verzweiflung um Hilfe schreien und einem schlafenden Jesus, der die sich anbahnende Katastrophe nicht mitbekommt und es daher „seelenruhig“ den anderen überlässt, mit ihr klarzukommen.

Wie alle Menschen bleiben auch Christinnen und Christen in ihrem Leben von Stürmen unterschiedlicher Stärke nicht verschont, auch wenn sie es sich anders, vor allem überraschungsärmer, jedenfalls ruhiger, friedlicher wünschten. Doch gibt es hier keine Ausnahmeregelung, die wir erwarten oder uns gar auf sie berufen könnten. Diese von außen und innen heranstürmenden Einschlüge ins Alltagsleben tragen verschiedene Namen: Überschwemmungen und Dürre, Flucht und Vertreibung, Terror und Krieg, Diagnose einer unheilbaren Krankheit, Verlust eines nahestehenden Menschen, tiefe Depression, zerstörte Lebenspläne, Arbeitslosigkeit, zerbrochene Beziehung, Verlassenheit, Einsamkeit, ... Dies alles kann alle treffen, und niemandem dürfte in seinem Leben eine Fahrt auf stillen Gewässern über den See ohne überraschende Gegenwinde glücken. Nur zu verständlich, wenn daher auch die Jünger, die bisher ihr ganzes Vertrauen auf Jesus setzten, in ihrer Not schreien: „Meister, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“

Wie oft verhallt(e) dieser Hilfeschrei gerade auch von denen, die ihr Vertrauen auf den Glauben an Jesus setz(t)en im Gefühl, in ihren Lebensnöten allein gelassen und verlassen (worden) zu sein? Nach dem verzweifelten Hilferuf – so berichtet die Geschichte – verschläft Jesus jedoch die entscheidende Stunde der Gefahr nicht, sondern sein Wort besiegt schließlich die Angst der Jünger und bringt eine große Windstille. Wie die Fahrt dann weiterging, darüber sagt die Erzählung nichts außer, dass sie auf die andere Seite des Sees kamen (Mk 5,1).

Damit ist die Geschichte vom „Sturm auf dem See“ allerdings noch nicht zu Ende, sondern sie weckt erneute Aufmerksamkeit. Denn statt, dass sich Jesus gegenüber seinen Jüngern irgendwie anerkennend zeigen würde, die ihn immerhin in der auch für ihn äußerst prekären Situation einer möglichen Kenterung des Bootes aufweckten, macht er ihnen mit einer Gegenfrage einen Vorwurf: „Warum habt ihr solche Angst?“, „Habt ihr immer noch kein Vertrauen zu mir?“ Was aber soll nun dieser von Jesus erhobene Vorwurf? Eine Rückfrage drängt sich unmittelbar auf: Was hätten denn die Jünger, die bisher ihr ganzes Vertrauen auf ihren Meister setzten, tun sollen, wenn es um Leben und Tod geht? Auf die eigenen Kräfte sturmerprobter Fischer setzen, die ohnehin völlig erschöpft am Ende waren? Ihre Ängste nicht zulassen oder sie gar verdrängen? Auch unterdrückte Ängste verschwinden nicht von selbst, sie tauchen wieder auf, vor allem dann, wenn im Leben tödlicher Untergang droht.

Könnte es sein, dass Jesus seinen Jüngern nicht deshalb einen Vorwurf macht, weil sie Todesangst hatten – diese kannte er selbst auch –, sondern vielmehr darum, weil sie Jesus, der mit ihnen im selben Boot saß, seinen tiefen Schlaf – Gottes Schweigen – als unbekümmerte Gleichgültigkeit ihnen gegenüber, als ein

sie im Stichlassen in ihrer größten Lebensnot wahrnahmen und auch so deuteten? Wie konnten die Jünger Jesu auf solch einen Gedanken kommen und zu zweifeln beginnen, ob die Überfahrt auch glückt? Hatten sie nicht allen Grund dazu? Es ist, – das will die Geschichte sagen – der tiefe Glaube, das unbedingte Vertrauen in die Macht Gottes, mit dem Jesus den Sturm bezwingen lässt und damit rettend in das Geschehen eingreift.

Wer aus der alltäglichen, überraschungsarmen Gewohnheit zu glauben, aus seinem „Schönwetterglauben“, plötzlich herausgerissen wird, für den wird es in solch einer Situation, wie sie die Erzählung vom „Sturm auf dem See“ schildert, besonders schwer, an seinem bisherigen Glauben unbekümmert weiterhin festzuhalten. Fragen und Zweifel drängen sich notgedrungen auf und enden im lauten oder auch stummen Schrei nach Hilfe und Rettung aus großer menschlicher Not. Kurz gesagt: Gerät das Lebensboot in Sturm, wird dies zum Testfall des Glaubens. So provozierte gerade der Schlaf Jesu bei seinen Jüngern eine tiefe Verzweiflung, die ihren Glauben ins Wanken brachte. Und dennoch: Sie hörten in ihren Todesängsten nicht auf, ihrem Meister zu vertrauen, als sie ihn anschrien: „Meister, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“

Die Erzählung vom „Sturm auf dem See“ wirbt um einen Glauben, der selbst im drohenden Untergang und Tod an der Rettung durch Gott nicht zweifelt oder gar daran verzweifelt, sondern mit letzter Kraft an ihr festzuhalten wagt. In der Sprache von Paulus: „gegen alle Hoffnung ... voll Hoffnung glauben“ (Röm 4,18). Und jene, die eine Hoffnung über den Tod hinaus haben, werden Christ:innen genannt (1 Thess 4,13-18). Im Vertrauen auf Jesus, der selbst aus dem Tode errettet wurde, können auch wir, die wir in unserem angstgeplagten und -gejagten Leben dem Nazarener nachzufolgen suchen, auf sein Wort hin es glaubend wagen, auf „offene See“ zu fahren. Ein solcher Glaube immunisiert nicht gegen Lebensstürme, denen wir oft hilflos ausgesetzt sind und er bedeutet genauso wenig, keine Angst mehr zu haben. Doch gibt er die übermächtigen Lähmungen der Angst, die uns befallen können auf und wagt es, mit Jesus im Boot „ans andere Ufer zu fahren“. Und ebenso wenig nimmt er uns in unserem Lebensboot das Ruder aus der Hand, vielmehr traut er uns zu, das Leben selbst in die Hand zu nehmen. Der Meister ist an Bord und fährt mit; er vermag sogar schlafend im Sturm Ruhe ins Boot zu bringen, die seine Jünger schließlich erstaunt fragen lässt: „Was ist das nur für ein Mensch, dass ihm selbst Wind und Wellen gehorchen?“

Literatur

Hilde Domin, Gesammelte Gedichte. Frankfurt am Main 1987.